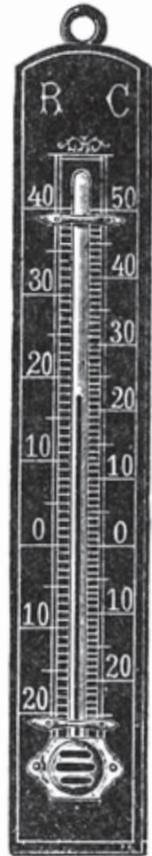


Wohnen im Denkmal? Oder: Häuser als Wartungsinseln

Am 29. Juli 2008 meldete sich der Berliner Finanzminister Tilo Sarrazin zur Energie-Krise und steigenden Heizkosten mit einem Vorschlag zu Wort, der unmittelbar heftigste Empörung auslöste: «Das ist menschenverachtend und nicht mehr hinnehmbar», sagte DGB-Vorstandsmitglied Annelie Buntenbach der «Rheinischen Post» vom Tag darauf.

Sarrazin hatte den Menschen geraten, angesichts der hohen Energiekosten im Winter die Zimmertemperatur zu drosseln und warme Pullis anzuziehen, denn die 30 Jahre währende Ära, in der 40 Quadratmeter für eine Person auf 21 Grad Raumtemperatur hochgeheizt wür-



den, gehe endgültig zu Ende. SPD-Bundestagsfraktionsvize Ulrich Kelber bezeichnete den Beitrag seines Parteikollegen zur Energiepreisdebatte als «Schmarrn»: «Wer Kleinkinder hat oder etwas empfindlicher ist, kann die Temperatur im Badezimmer ja nicht auf 15 Grad herunterdrehen», sagte Kelber. Auch der stellvertretende Bundesdirektor des Mieterbunds, Lukas Siebenkotten, bezeichnete die Vorschläge als «dumm, falsch und nicht ernst zu nehmen», denn nach der Einschätzung des Deutschen Mieterbundes werde bei einer Zimmertemperatur von 16 Grad, wie Sarrazin sie vorschlug, die Grenze zur Gesundheitsgefährdung überschritten. Sarrazin wiederum verteidigte seine Äusserungen. Jedes Wort sei «wohl abgewogen» gewesen.¹

Die Vehemenz mit der Sarrazin attackiert wurde, lässt vermuten, dass eine Raumtemperatur von circa 20 Grad im Winter mittlerweile eine Selbstverständlichkeit darstellt und sie erlaubt auf ein Verständnis vom Wohnen zu schliessen, welches jeglichen Bezug zur Kultur und Entwicklung des Komforts verloren hat. Dass Kälte- und Wärmeempfindungen nicht nur Teil einer physisch, materiellen, sondern auch einer mentalen-geistigen Kultur und

¹ Der vorliegende Artikel ist die gekürzte Version des Vortrags: «Es ist nicht im geringsten widersinnig zu sagen, dass eine Kultur an wirklichem und greifbarem Fortschritt scheitern kann». Zum steigenden Anspruch an die Wohnwerte von Denkmälern. NIKE / ICOMOS Tagung 31.10.08–01.11.08, Schloss Thun. An den grundsätzlichen Argumenten und der Sachlage hat sich nichts Wesentliches verändert, sie ist im Gegenteil wohl noch deutlicher polarisiert. Alle Zitate zur Diskussion der Äusserungen von Sarrazin: http://www.focus.de/politik/deutschland/tid-11290/pulllover-vorschlag-watsche-darf-sarrazin-nicht-verfehlen_aid_321060.html.

damit unterschiedlich erlebbar und interpretierbar und nicht objektiv gegeben sind, ist anscheinend nur noch schwer nachvollziehbar.

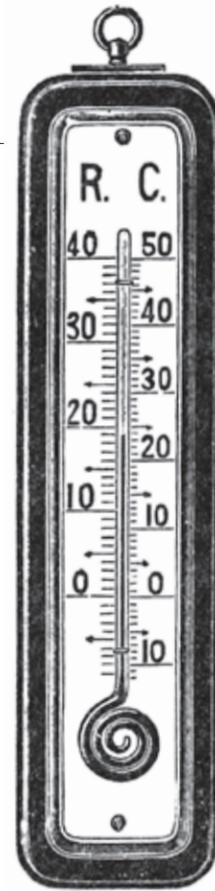
Die Erinnerung an den Komfort fällt schwer

So hatte ein Artikel in der Süddeutschen Zeitung über die Präsentation der «ehrgeizigen Umweltziele» des Gastgebers Japan vor dem G-8 Gipfel im Juli des Jahres 2008 mehr als deutlich klargestellt, dass das, was eine Gesellschaft hinsichtlich des Wohn-Komforts für zumutbar hält, viel mit einer grundsätzlichen kulturellen Einstellung zu Ressourcen und einem disziplinierten Umgang mit denselben zu tun hat.²

Entscheidend ist in diesem Zusammenhang aber ebenso, und dies gilt auch für die aktuelle europäische Debatte, ein politischer Wille, die entsprechende Kultur durch Gesetze und Rahmenbedingungen zu fördern und einzufordern. Im späten 19. Jahrhundert, dies belegen die Untersuchungen der im Artikel zitierten Historikerin Susan Hanley, besass Japan dank eines radikal sorgsamsten Umgangs mit Ressourcen einen sehr hohen Lebensstandard und eine entsprechende Lebensqualität, die allerdings nicht an der Raumtemperatur des Hauses im Winter gemessen wurde.

So war das traditionelle japanische Haus eher danach ausgelegt, im Sommer Frische zu schenken als im Winter Wärme und es war dementsprechend im Winter eher kühl manchmal sogar kalt. Verstärkt durch eine Energiekrise im 18. Jahrhundert, als Japan an akutem

² Süddeutsche Zeitung Sa/So 5.-6. Juli 2008. Zurück in die klimafreundliche Zukunft. Die Tsunami- und Reaktor-Katastrophe von Fukushima zu Beginn des Jahres 2011 hat diese Diskussion dramatisch verschärft.



Holz mangel litt, hatte sich – unter massivem Druck durch entsprechende Gesetze – die bereits bestehende Wohn-Kultur weiter entwickelt und verfeinert. Sie wurde unter anderem davon geprägt, dass nicht der Raum geheizt wurde, sondern der Mensch und sie war damit im höchsten Masse nachhaltig angelegt.

Während die europäische Tradition in der Beheizung des Raumes durch Kamine, Öfen oder Hypokausten bestand, verwendete man in traditionellen japanischen Häusern die sogenannten Kotatsus, Tische mit dicken Decken und darunter einen tönernen Topf mit Holzkohle, der die Füße und damit den Körper wärmte. Ergänzt wurde diese Heizung durch mehrere Schichten wattierter Kleidung, die die Temperatur des Körpers konstant halten sollte.

Diese Zeiten sind zwar auch in Japan heute lange vorbei, der Nachhaltigkeitsgedanke aber wird unter dem Druck der uns allen bekannten Verhältnisse immer stärker thematisiert. Wenn in der japanischen Politik seit 2008 die Option diskutiert wird, an das Wissen und Handeln der Vergangenheit anzuknüpfen, dann ist allen klar, dass dies nicht ohne Steuerung – also Zwang – vonstatten gehen wird, denn die Erinnerungen an die Kultur des Komforts und seiner Bedeutung für das Wohlbefinden werden sehr schnell durch neue Entwicklungen und Wahrnehmungen überdeckt.

Die bereits zitierte Untersuchung, welche im Artikel der Süddeutschen als gewichtige Argumentationshilfe herangezogen wird, nämlich Hanleys Publikation «Everyday Things in Premodern Japan: The Hidden Legacy of Material Culture» belegt denn auch eindrücklich, wie schwierig es ist, das *physical well being* von Menschen und damit zugleich auch die Lebensqualität und den Lebensstandard einer vergangenen Epoche nachvollziehbar zu machen und an den Zeugnissen materieller Kultur, wie den Häusern und ihrer Ausstattung und der Infrastruktur der Städte etc., prüfbar und beweisbar zu erforschen, zu verstehen und darzustellen.³

Hanley weist explizit daraufhin, dass es ihr sehr daran gelegen war, den Begriff des *physical well being* ins Zentrum ihrer Untersuchung zu stellen, weil er nicht nur die Untersuchung der materiellen Artefakte einer Kultur, sondern zugleich ihre messbaren Auswirkungen bezeichnet. Messbar seien diese Auswirkungen, weil eben «nur»

³ Susan Hanley. *Everyday Things in Premodern Japan: The Hidden Legacy of Material Culture*. University of California Press, 1999.

das physische Wohlbefinden nicht aber geistige oder seelische Reaktionen im Zentrum stehen würde. Das heisst, sie verwende einen Begriff, der als Kriterium weitreichende Untersuchungen zulasse, zugleich aber spekulative Erörterungen nicht eindeutig überprüfbarer Phänomene ausschliesse.

Damit aber ist der Kern dessen thematisiert, was die Diskussion über bzw. das Verständnis von Komfort als zentralen Teil nicht nur moderner Architektur, sondern modernen Lebens ausmacht: Die Überzeugung, dass Komfort messbar und damit rationalisierbar, prüfbar und entsprechend kontrolliert herstellbar sei.

Durch Komfort und mit Komfort sollten und sollen zentrale Ansprüche an Hygiene, Bequemlichkeit und Wohlbefinden erfüllt werden, im Komfort konnte und kann, scheinbar, der moderne Wohnwert von Räumen jeweils aktuell erhoben werden. Bis heute bestimmt der Anspruch an den Komfort nicht nur die Frage nach der angemessenen, sondern auch nach der zumutbaren Wohnung. Komfort ist nicht zuletzt deshalb zu einer schwer hinterfragbaren Konvention geworden. Einer Konvention, die zum Recht mutiert ist, zum Recht auf warmes Wasser, Heizung, schliessende Fenster, Helligkeit, Strom, etc.⁴ Wenn man also nach den steigenden Ansprüchen an den Wohnwert von Denkmälern fragt, dann kommt diesem Kennzeichen moderner Architektur wohl ein zentraler Stellenwert zu. Und schliesslich kann auch die gesamte Debatte über Minergie-Häuser und

⁴ Zu dieser Entwicklung vgl. auch: Pierre Frey. *Learning from Vernacular Towards a new vernacular Architecture*. Actes Sud, 2010. S. 41: «[...] «modern standards of comfort» to which one and all are called to aspire as if these were «human rights»».

nachhaltige Nutzung von Energien vor dem Hintergrund eines modernen Komfort-Verständnisses gelesen werden.

Warum muss Komfort messbar sein?

So liest man in dem im Jahr 2008 erschienenen Buch «Energetische Gebäudemodernisierung» von Martin Pfeiffer – das aus der Fülle vergleichbarer Publikationen herausgegriffen wurde – im Vorwort Folgendes: «Die Ansprüche an Komfort, Nutzungskosten, Wohngesundheit, Bedarfsgerechtigkeit und auch das äussere Erscheinungsbild von Wohngebäuden und Wohnumfeld haben sich radikal gewandelt.» Das



Buch will in diesem Zusammenhang den wissenschaftlich an entsprechenden Mess- und Beobachtungsmethoden erhärteten Nachweis erbringen, dass eine energetische Umrüstung von Häusern bis zu 8 Prozent Einsparungen im Verbrauch von Energie und dem Ausstoss von CO₂ möglich machen kann. Die sogenannte Thermografie zur fotografischen Fixierung von sogenannten Wärmebrücken in der Fassade stellt eine der Methoden dar, die in der Untersuchung als Hilfsmittel zur Bestimmung des Energiehaushaltes eines Gebäudes angeführt werden.

An keiner einzigen Stelle im Buch aber gibt es einen Hinweis darauf, was eigentlich die aktuellen Wärmewerte sind, die durch die gewandelten Ansprüche an den Komfort in einer Wohnung erwartet werden. Es fehlen auch Hinweise, welche Erwartungen an die Wärme der Wohnung für ein Haus um 1900 galten und ob diese allenfalls bei einer Modernisierung zu berücksichtigen wären, es wird nur beschrieben, wie die Konstruktionsweise der Aussenwände dieser Häuser aussah. Es erscheint einigermassen überraschend, dass ausgerechnet in einem Bereich, der sehr viel mit unmittelbarer körperlicher Erfahrung und Wahrnehmung zu tun hat, die entsprechenden Erfahrungen und Wahrnehmungen grundsätzlich ausgeklammert werden. Gerade sie müssten doch die Grundlage einer professionellen Analyse und Bewertung des Komforts von Wohn-Umgebungen und ihrer geschichtlichen Verbindung mit Konstruktion und Ästhetik darstellen.

Wie kommt es zu diesem Phänomen, das letztlich dazu führt, dass ganzheitliche Lösungen von Modernisierungs-Prozessen gerade auch im denkmalgeschützten Bestand verunmöglicht werden? Dass

also letztlich ästhetische Lösungen unmöglich werden? Denn wenn man Ästhetik nicht primär als Beschreibung formal gelungener (im besten Falle) schöner Architektur versteht, sondern als Aufforderung zur geschärften, beziehungsweise als Herausforderung geschärfter Wahrnehmung und zwar durchaus mit allen Sinnen, dann wäre der Komfort einer Wohnsituation Teil der ästhetischen Wahrnehmung und würde nicht nur in Lux- und Wärme-Graden gemessen.

Komfort im Rückblick

Dass der Komfort ursprünglich durchaus andere Bedeutungsebenen umfasste als das reine *physical well being* – wenn es dies denn überhaupt je gegeben hat oder gibt – zeigt ein Blick zurück in die relativ junge Geschichte des Begriffs in der Kritik und der Theorie der Architektur. In ihm verbanden sich unterschiedliche Bedeutungsebenen. Ursprünglich existierte keine besondere Bezeichnung für die Versorgung des Hauses mit Wärme und mit Wasser, mit Licht und dienendem Hausrat, all dies war Teil der Bequemlichkeit, der *convenience*, der *commodité*.⁵ Es waren Begriffe, in denen Abmessung, Angemessenheit und Disziplinierung der Proportion mitschwangen, die also eine Verbindung zu ästhetischen Entscheidungen aufrechterhielten. In England verwendete man den Begriff *comfort* in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts vor allem dazu, die entspannten Freuden einer informellen Privatsphäre zu beschreiben, die man ausserhalb der Stadt auf dem Lande erleben konnte. In dieser Verwendung schwang die alte Bedeutung des Wortes mit, nämlich geis-

tiger, seelischer Trost und Beistand.

Erst im 19. Jahrhundert entsteht in Frankreich die moderne Bedeutung des Begriffs, die die Beurteilung der Qualität des Komforts mit einer Kritik der Modernität technischer Entwicklung verbindet. Dies zeigt sich unter anderem im zentralen Projekt moderner Hygiene, das Victor Considérant bereits in den 1830er-Jahren in Kommentaren zu eigenen Architekturentwürfen als Inkarnation des Komfort propagierte: Die gleichmässige Zirkulation von Licht, Wasser und Wärme in den Häusern. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde dieses Projekt Wirklichkeit, führte die Organisation der Versorgung möglichst vieler Haushalte unabhängig voneinander mit Wasser und mit den Energien für Wärme und Lichterzeugung, Elektrizität und Gas zur Entstehung einer völlig neuen Infrastruktur.⁶

In der weiteren Geschichte des Komforts bleiben beide Bedeutungsebenen präsent: Die Umschreibung einer informellen, entspannten Privatsphäre und der technische Bereich einer ausgefeilten Infrastruktur, die Hygiene und körperliches Wohlbefinden mit Licht, Wärme oder Kühle und Wasser bedient. Dennoch wird die zweite technische Ebene im Verlauf des 20. Jahrhunderts eine absolut dominante Vorrangstellung einnehmen. Bestimmte Vorstellungen von dem, was die Modernität des Wohnens ausmache, die sich im Zuge von Demokratisierung und gesellschaftlichen Entwicklungen mit dem Anspruch verbinden, dass möglichst viele Haushalte an den Errungenschaften einer industrialisierten Gesellschaft Anteil haben sollen,

⁶ Vgl. zu dieser Entwicklung des Komforts: Bettina Köhler. Zur Inszenierung von Komfort: der Kamin der Villa Schönberg in Zürich. In: Kunst + Architektur in der Schweiz 2, 2004. S. 20–26.

hatten zur Folge, dass vor allem der messbare Bereich der Infrastruktur als Komfort wahrgenommen, geschätzt und eingefordert wurde und wird.

Komfort im Glashaus: «Architecture of the well-tempered environment»

Die berühmtesten Ikonen dieser Entwicklung des modernen, weil komfortablen Wohnens sind bezeichnenderweise nicht in Europa, sondern in Amerika im Rahmen von grossen Ausstellungen entwickelt worden und sie setzten Le Corbusiers Metapher vom Wohnhaus als *Machine à habiter* auf eine viel drastischere Weise um, als es Le Corbusier je selbst intendiert hatte.

Frederick George Keck realisierte 1933 für die Chicagoer Ausstellung A Century of Progress International Exposition ein Wohnhaus mit dem bezeichnenden Namen House of Tomorrow und ein zweites, sogenanntes Crystal House. Beide Häuser sollten Antworten auf Probleme moderner, vorgefertigter Konstruktion mit Stahl- und Glas-Elementen geben, kostengünstig zu errichten und damit grösseren Bevölkerungsschichten zugänglich sein. Sie sollten durch Flexibilität der räumlichen Planung ein sich wandelndes Familienleben auf möglichst geringem Platz ermöglichen. Zudem wurde geradezu didaktisch visualisiert, dass der moderne Komfort der Zukunft einen ästhetischen Ausdruck gefunden hatte. Die Wände der beiden Häuser waren in Gänze aus Glas gefertigt, geschützt durch Jalousien, eingepasst in eine modulare Grundstruktur aus Stahlträgern. Sie blieben geschlossen, denn eine Klimaanlage sorgte für eine perfekte gleichmässige Be- und Entlüftung sowie Befeuchtung, um eine entsprechend hygienische Luftqualität sicherzustellen.

Der gläserne Schrein umgab als schützender Kokon ein konstant gleich bleibendes Mikroklima. Und so könnte man diese Häuser mit Reyner Banhams Interpretation der «architecture of the well-tempered environment» vom Ende der 60er-Jahre⁷ nicht nur als abgeschirmte private Umgebung, sondern vor allem als Modellierungen einer voll klimatisierten und gerade deshalb autonom-privaten Welt verstehen.

Wobei Banham in einer überzeugenden These nicht nur einen engen Zusammenhang zwischen den Ideen der Wohnmaschine und

⁷ Reyner Banham, The architecture of the well-tempered environment. London 1969.

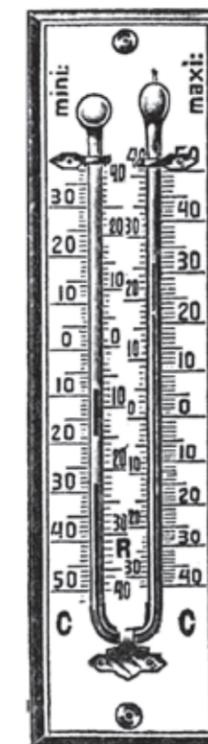
den Entwicklungen der Klimatechnik herstellte, sondern auch den gemeinsamen Wurzeln in der Konstruktion von Gewächshäusern nachging. Er unterschied entsprechend auch in späteren Schriften die europäische von der amerikanischen Annäherung an die Wohnmaschine mit Blick auf den Ausgangspunkt (die Perspektive) der Lösungsversuche: «Die modernen europäischen Architekten versuchten einen Stil zu finden, um die Technologie zu zivilisieren, [während] die US. Ingenieure eine Technologie entwickelten, welche die moderne Architektur für zivilisierte Menschen bewohnbar machen sollte.»⁸

Schluss mit Sphären und Inseln?

Immer noch, so scheint es, werden Moderne und Modernität am Verhältnis zum technologischen Fortschritt gemessen, zur Beherrschung der Welt und an der Fähigkeit, das herzustellen, was Peter Sloterdijk in seinem Buch «Sphären III: Schäume» die künstlichen Inseln nannte. Sloterdijk sieht einen engen Zusammenhang zwischen dem Verlangen nach künstlichen Inseln und der Kultur des Wohnens in der Moderne: «Man wird bis in die Epoche der frühauklärerischen Utopien warten müssen, um zu sehen, wie das archaische Inselwerfen zu einem politisch und technisch gekonnten Entwerfen von Inseln übergeht. Von dieser Zeit an, wird für die Bürger der Neuzeit mit jeder Generation deutlicher, dass dem sogenannten Projekt der Moderne ein nesopoietisches Leitbild inhärent ist, also die Tendenz, die Insel griechisch he *néso*s aus dem Register des Gefundenen in das des Gemachten zu übersetzen. Die Modernen sind in-

⁸ Reyner Banham. Wohnmaschinen. In: Arch-plus, no. 94 (Feb. 1988). S. 54–61.

seldichtende und inselnbauende Intelligenzen, die gleichsam von einer topologischen Menschenrechtserklärung ausgehen: In dieser wird das Recht auf Isolierung mit dem gleichursprünglichen Recht auf Vernetzung verbunden – weswegen das von der kalifornischen Architektengruppe Morphosis um 1970 formulierte Konzept *connected isolation* das topologische Prinzip der neuzeitlichen Welt in überbietbarer Präzision zum Ausdruck bringt. Der Prozess der Moderne richtet seine explizit machende Gewalt auch auf das Grundverhältnis des In-der-Welt-Seins, das Wohnen, das jetzt als die ursprünglich isolierende Tätigkeit



des Menschen zu gelten hat – oder um die Formel des Phänomenologen Hermann Schmitz zu zitieren, als «Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum».⁹

Vielleicht ist es an der Zeit, die Metapher der autonomen Insel zu überprüfen, welche immer noch im Zentrum unserer Komfort-Wünsche steht und ihre kulturellen Voraussetzungen und Entwicklungen zu betrachten. Denn wenn man das Bild des House of Tomorrow neben der Thermofotografie aus den letzten Jahren betrachtet, dann wird plötzlich deutlich, dass beide vom selben Denkmodell ausgehen: Der Idee einer idealerweise fugenlos dicht nach Aussen abgeschotteten Welt. Die Suche nach den Wärmebrücken ist die Suche nach den undichten Stellen im System, völlig unabhängig davon, ob man über das Fenster oder über eine Klimaanlage lüftet.

Wenn ich es richtig interpretiere, dann entsteht ein grosser Druck auf das Wohn-Denkmal als Folge nicht überprüfter Erwartungen hinsichtlich des Komforts, den das Wohnen zu bieten habe und der ökologischen Nachhaltigkeit, die mit der Wahl von Materialien und Bauprozessen im Falle der Renovation oder Umrüstung zum energetisch modernen Haus gewährleistet sein sollte. Der Druck entsteht aber auch, weil hinter dem modernen Konzept der «Schaum Insel» eine völlig andere ästhetische Überzeugung steht als hinter dem – nennen wir es der Einfachheit halber – «alten Haus». Es stehen sich zwei sehr unterschiedliche ästhetische Haltungen gegenüber: Die eine, die die alten Verfahren für grundsätzlich ästhetisch und zugleich nachhaltig

⁹ Peter Sloterdijk. Sphären. Plurale Sphärologie, Bd. III: Schäume. Stuttgart, 2004. S. 315f.



hält und die andere, die den modernen, gegenwärtigen Verfahren und Materialien den Vorrang gibt. Der Vorwurf, es ginge häufig darum zu sparen und mit den billigsten Materialien zu arbeiten, also die höchste mögliche Rendite zu erwirtschaften, sollte überprüft werden. Denn vielleicht geht es ja doch nicht nur um Gewinnmaximierung, sondern möglicherweise auch um Haltungen und Wertschätzungen von bestimmten Prozessen. Dann würde die Aufforderung darin bestehen, von beiden Seiten her, die Insel zu verlassen.

Bettina Köhler